

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1955

2 (1955)

UNSERE

HEIMAT

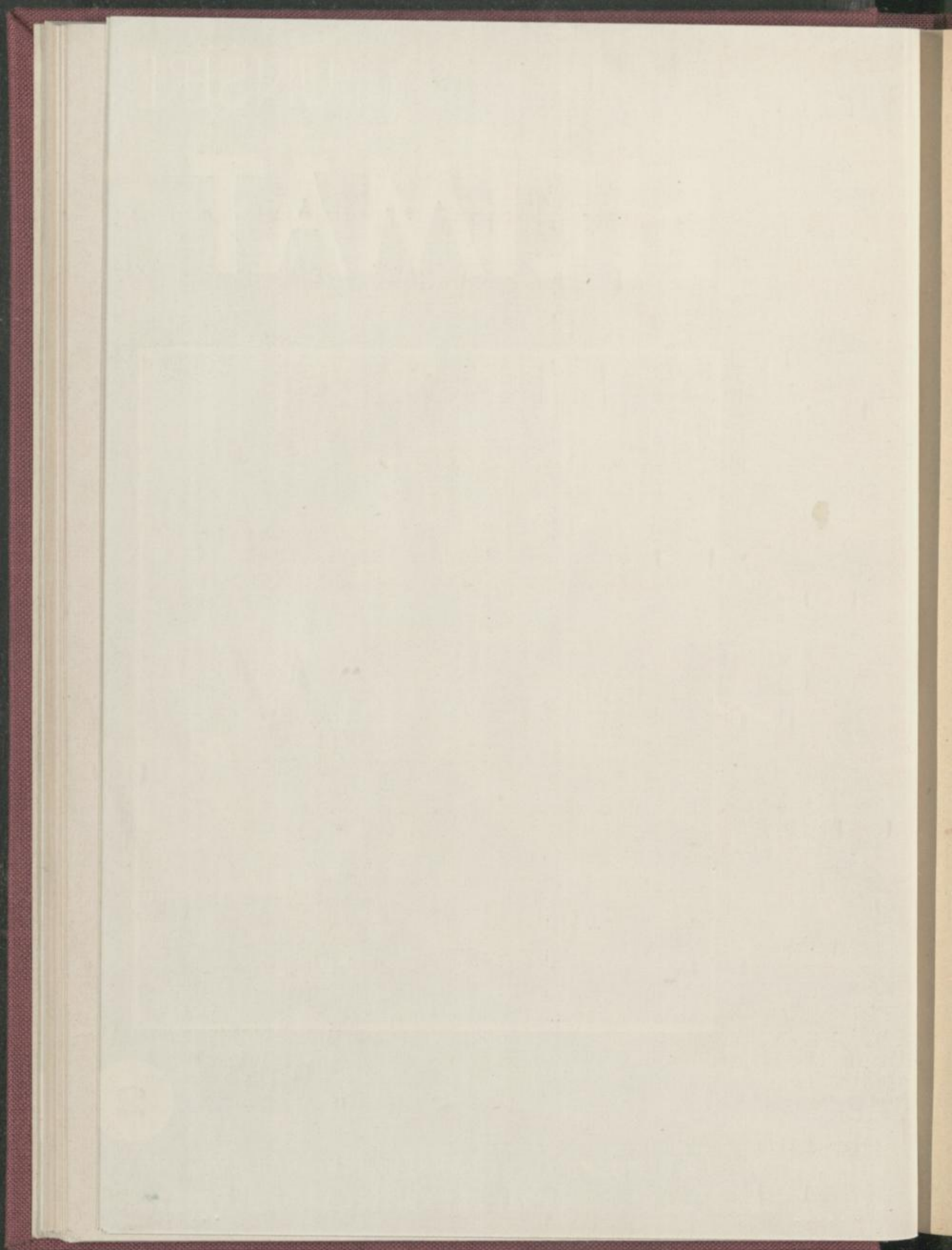
AUS DEM KULTURLEBEN UND DER GESCHICHTE DES KREISES PERLEBERG



HERAUSGEBER:

KULTURBUND ZUR DEMOKRATISCHEN ERNEUERUNG DEUTSCHLANDS
KREISLEITUNG PERLEBERG UND RAT DES KREISES ABTEILUNG KULTUR

2



Seid, wozu die
herrliche
Natur Euch machte!
Erfüllt den Platz,
wohin sie Euch gestellt:
zu Eurem Volke
steht und Eurem Lande
und kämpft für
Euer heilig Recht!

FRIEDRICH VON SCHILLER



Rückblick eines Wittenberger Arbeiters auf den 1. Mai

Nach dem ersten Weltkrieg wurde der 1. Mai laut Gesetz der Nationalversammlung von Weimar als gesetzlicher Feiertag erklärt und die Arbeiterklasse konnte ihren Weltfeiertag ohne Aussperrung und Entlassung wegen Teilnahme an der Maifeier begehen.

Am frühen Morgen wurden die Arbeiter durch Weckruf der Arbeitersportler geweckt und gingen mit Frau und Kindern zum Sammelplatz, um von hier aus ins Grüne zu marschieren. Meistens wurde der Ausflug nach Weisen, Breese oder Bentwisch gemacht. Für Unterhaltung sorgten die Arbeitersportler und der Arbeitergesangverein. Mittagessen brauchten unsere Frauen an diesem Tage nicht zu kochen, und waren so mal frei von häuslichen Sorgen. Mancher Spießbürger schaute hinter den Gardinen auf die Straße, auf der Arbeiter den 1. Mai durch Arbeitsruhe und Demonstration begingen. Die größte Maikundgebung hatten wir in Wittenberge nach dem Kapputsch, als die geeinte Arbeiterklasse ihre volle Macht entfaltete. Die Ebert-Severing-Regierung verriet jedoch die Arbeiter und vertrat somit die Interessen der Bourgeoisie. Leider glaubten viele Arbeiter an das Versprechen, daß in den Bielefelder 12 Punkten verkündet wurde. Den Putschisten wurde kein Haar gekrümmt, aber mancher Arbeiterkämpfer wurde eingesperrt. Aus diesem Verrat hatten die bewußtesten Arbeiter ihre Lehren gezogen und feierten unter sich den 1. Mai mit Demonstration und Ausflug. Die Gewerkschaften waren in dieser Zeit in ihrer Führung von rechten Sozialdemokraten besetzt. Zum Schaden der Arbeiter kam es zu Gewerkschaftsspaltungen. Jede Maidemonstration war von Polizei begleitet, damit die getrennt marschierenden Arbeiter nicht zusammenkamen. Das änderte sich, als die KPD eine richtige Führung unter Ernst Thälmann erhielt und nun um die Einheit der Gewerkschaften kämpfte. Die Maifeiern sind dann nur von den Gewerkschaften veranstaltet worden und demonstrierten den Kampfwillen der fortschrittlichen Arbeiterklasse. Die rote Nelke und das Maiabzeichen berechtigten zum freien Eintritt zu den Sport- und Kulturveranstaltungen.

Auch die Berliner Arbeiter hatten im Jahre 1929 einen blutigen 1. Mai, wo der sozialdemokratische Polizeipräsident Zörgiebel durch Schießbefehl 29 Arbeiter durch die Schupo niederknallen ließ. Danach erfolgte das Verbot des Roten Frontkämpferbundes. Am 1. Mai 1929 wollte in Wittenberge die KPD mit der SPD zusammen demonstrieren. Aber die Funktionäre der SPD riefen die Polizei und so mußten sie getrennt marschieren. Dann kam die Zeit der faschistischen Diktatur, wo wir fortschrittlichen Genossen nicht mitmachten.

Am 1. Mai 1955 wird die Arbeiterklasse nicht nur Rückschau auf 65 Jahre Kampf halten, sondern sie wird sich auch der Aufgaben bewußt sein, die sie noch zu lösen hat, denn noch ist ihr unerbittlicher Feind nicht in ganz Deutschland geschlagen und vernichtet.

WILHELM WITTE

KINDERLIED

*Aufgewacht, aufgewacht,
reibt die Äuglein blank!*

*Laß dich grüßen, schöner Mai,
goldne Sonne, komm herbei
und der Vögel Jubelsang!*

*Nur hinaus, nur hinaus,
es ist schon so weit!*

*Vater steht schon vor dem Haus,
und die Mutter sucht heraus,
mir das allerschönste Kleid.*

*Birkengrün, Birkengrün
schmückt das ganze Land.*

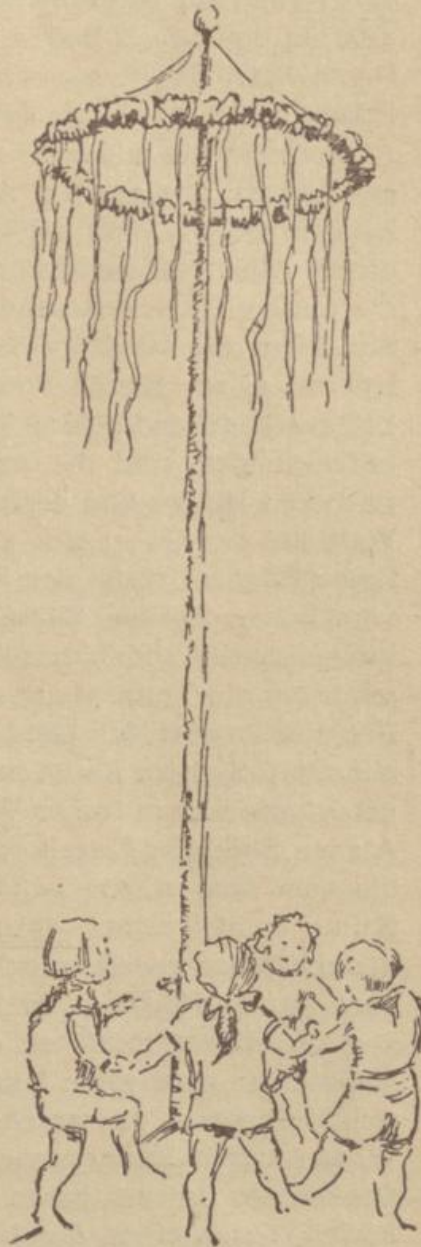
*Rote Fahnen wehn im Wind,
Menschen gehn, die glücklich sind,
hin zum Marktplatz, Hand in Hand.*

*Eingereiht, eingereiht,
die Musik spielt auf!*

*An die Spitze, Pionier,
blauem Wimpel folgen wir,
Ruth und Horst und Jule auch!*

*Frohgemut, frohgemut
singen wir ein Lied.*

*Unterm Maibaum ist heut Tanz,
bunte Bänder, heller Kranz,
Freude uns im Herzen glüht.*



Maizauber im Moor

Wenn Ende Mai das blaue Wunder der Kuhschellenblüte auf den sonnigen Hügeln der Weinberge veriauscht, hebt in den einsamen Mooren der weiten Kiefernwälder südlich Perleberg ein anderes an: der weiße Blütenzauber der Porstbüsche, der dann im Juni sich zu voller Pracht entfaltet.

Der Sumpf-Porst (*Ledum palustre*), auch Post oder Porsch benannt, hat nichts zu tun mit einem anderen Strauch, der im Volksmunde den gleichen Namen trägt und durch Hermann Löns, dessen Lieblingspflanze er war, weithin bekannt geworden ist, mit dem Gagelstrauch (*Myrica gale*). Nur darin stimmen beide Sträucher überein, daß sie echte Moorpflanzen sind und auf deutschem Boden die einzige Art ihrer Gattungen sind, also keine Geschwister haben wie etwa die Kuhschellen. Die nächsten Verwandten im Pflanzenreich sind für den Gagel die Weiden, für den Sumpfporst die Alpenrosen, die wir zwar nicht als heimische Wildpflanzen, aber in vielen gärtnerisch gezüchteten Abarten, den Rhododendren, als Ziersträucher kennen. Dieser Verwandtschaft wegen wird der Porst wohl auch als Nordische Alpenrose bezeichnet. Vieles hat der Porst mit den Alpenrosen — die übrigens keine Rosenarten sind — gemeinsam. Beide sind meterhohe Sträucher, die schattige Standorte lieben; ihre immergrünen Blätter sind lederartig, am Rande umgerollt und auf der Unterseite rostfarbig; ihre Blütenstände sind doldig. Was den Porst von den rot blühenden Alpenrosen unterscheidet, sind die sehr schmalen Blätter, die kleineren aber zahlreicheren Blüten und deren weiße Farbe.

Während der Gagel eine an das milde feuchte Seeklima gebundene atlantische Pflanze ist, ist der Porst eine nordische Pflanze, deren Vorkommen vom hohen Norden Europas und Sibiriens bis an die Elbe und darüber hinaus reicht und hier seine Südwestgrenze hat. Im großen und ganzen schließen die Verbreitungsgebiete beider Pflanzen einander aus. In unserer Prignitz kommt der Gagel nicht mehr vor, wohl aber der Porst an bestimmten Stellen. Es ist möglich, daß er zu jenen heute seltenen Pflanzen gehört, die hier in ferner Vergangenheit einmal allgemein verbreitet waren. Als am Ende der Eiszeit vor 20 000 Jahren zunächst kälteliebende Pflanzen die vom Eise erlöste Landschaft besiedelten, war er auch dabei. Als das Klima dann wärmer wurde, hat er sich als ein Überbleibsel dieser nordischen Pflanzenwelt an bevorzugten Stellen erhalten. Er findet solche in den sogenannten Hochmooren. Es läßt sich hier nicht in wenigen Worten dartun, was die Eigentümlichkeit eines Hochmoors ausmacht und warum es zeitweise Züge nordischen Klimas trägt. Im ostelbischen Deutschland bildeten sich Hochmoore da, wo ehemalige Seen oder Tümpel mit nährstoffarmem Wasser durch Pflanzenwuchs verlandeten. Sie entstanden daher meist in Senken der unfruchtbaren sandigen Talböden der großen Urstromtäler der Eiszeit, deren eines, das breite Elbe-Urstromtal, sich bis an den Südrand der Stadt Perleberg erstreckte. Da diese Talsandflächen heute aufgeforstet

sind, muß man sich schon die Mühe machen, die Hochmoore nach dem Meßtischblatt oder der Forstkarte in ihrem Versteck in den ausgedehnten Kiefernwaldungen aufzusuchen. Kleinere Moore mit Vorkommen von Porst finden sich z. B. an der Wilsnacker Chaussee bei den Kilometersteinen 4,2 und 5,6 (in den Jagen 38 bzw. 18), größere in den Jagen 22/23, 24, 28/29, 28/33 und in der benachbarten Düpower und Uenzer Heide. Die schönsten Porstbestände beherbergt aber das alte Schäferei-Luch in den Jagen 10/14, das auch bequem zu erreichen ist; nahe dem Kilometerstein 6 der Wilsnacker Chaussee führt rechter Hand ein Waldweg mitten hinein.

Der Sumpfporst ist eine giftige Pflanze. Die Blüten und jungen Triebe verbreiten einen eigenartigen, schwer zu beschreibenden harzähnlichen Geruch, er ist kräftig duftend und leicht betäubend. Die einen lieben seine würzige Herbheit, anderen ist er zuwider; die Nasen der Menschen sind eben verschieden. Wegen dieser Eigenschaften dienten Auszüge aus der Pflanze früher als Volksheilmittel gegen allerlei Krank-

heiten. Heute ist der Porst aus den Listen der Apotheker gestrichen. Eine andere Verwendung war in manchen Gegenden die, daß er statt des Hopfens dem Bier zugesetzt wurde. Ein deftiger Brummschädel war freilich die Folge dieses doppelt giftigen Gebräus. Bis heute bekannt ist sein Gebrauch als Schutzmittel gegen Ungeziefer, besonders gegen Kleidermotten. Diese Verwendung hat ihm die Namen Mottenkraut oder Floh-, Läuse-, Wanzenkraut eingetragen. Aber auch diese ihm zugeschriebene Wirkung ist höchst zweifelhaft. Es ist zu einfältig gedacht, wenn man menschliches Riechempfinden auch den Mottennasen zuschreibt.

So hat der Porst seine Rolle als Nutzpflanze heute ausgespielt. Geblieben ist die einzigartige natürliche Schönheit seines Blütenkleides. Wer Freude hat an unbeeinflusster Natur, besuche an einem schönen Frühlingstage das vorerwähnte Schäferei-Luch. Ein Widerspiel von Hell und Dunkel, von herbem Ernst und stiller Heiterkeit, sparsam in seinen Farben, bietet sich ihm dar. In alten Torfstichen steht dunkelbraun mooriges Wasser; die dunklen Kiefernkronen, das frische Grün der ersten Moorbirken und lichte Wolken am blauen Himmel spiegeln sich darin. Am Ufer hebt aus Torfmoospolstern schlankes Wollgras seine weißgeflockten Köpfe. Und rings im Walde deckt den Boden dichtes Porstgebüsch, an dessen Tausenden von Zweigen aber Tausende schlohweißer Blüten ihren Duft verströmen: ein Bild urwüchsiger Natur, das seinesgleichen sucht.

P. V.



Sumpfporst
(*Ledum palustre* L.)



Der letzte Ritter

der Cumlosener Burg

Es war im 14. Jahrhundert. Die Angaben der Chronisten gehen hier auseinander. Schwer waren die Zeiten für den gepanzerten Ritter. Das Kriegshandwerk lag am Boden. Die Dörfer^e waren verwüstet und zum Teil gänzlich verschwunden. Weitere Ortschaften und einzelne Gehöfte wurden ein Opfer von Raub und Brand. Von mehreren Schlössern wurden unausgesetzt mitten im Frieden Überfälle ausgeführt. Der eisengepanzerte Ritter, der nur im blutigen Waffenhandwerk seinen Broterwerb sah, scheute nicht vor dem erbärmlichsten Überfall. Die Burgen und Schlösser waren Schlupfwinkel mehrerer Ritter, die sich zusammentaten, um von hier aus die Überfälle und Plünderungen auszuführen. Auch der Burgherr unseres Ortes war nicht besser als seine Nachbarn. Er huldigte dem Grundsatz: „... und wer im Sattel sitzt, baut dem Gesetze Trutz“. Jedoch der Lübecker Landfrieden setzte dem Unwesen der Raubritter ein Ende. Unsere Burg fiel.

Es war an einem sonnigen Sommertag. Auf dem See hinter der Burg wogte im leichten Wind das Schilfrohr. Über dem See kreiste ein Fischadler. Am Rande der Burg, der Elbe zu, standen kräftige Pappeln. Auf den Elbwiesen blühten, einem riesigen farbenprächtigen Teppich gleich, Margeriten, Kuckuckslichtnelken und Hahnenfußgewächse. Von fern ertönte ein Trompetensignal. Eine Heerschar nahte. Herzog von Mecklenburg zog mit Mauerbrechern gegen die feste Burg.

Der Cumlosener Burgherr, selbst mutig und tapfer und auch von dem Mut seiner Knechte überzeugt, schaut von der Mauer herunter. Hart dröhnen die Mauerbrecher. Die Verluste steigen. Pechfackeln zischen über die Mauer. Ein Flügel hat Feuer gefangen. Die Mauer bröckelt, eine Bresche ist geschlagen. Ein schwirrender Bolzen nach dem andern saust

heran. ein tapferer und wackerer Knecht nach dem andern bricht zusammen. Ein alter Knecht, ergraut von Arbeit und Kampf für seinen Herrn, schaut über die weite Niederung, sieht die breite Elbe, erblickt den weiten See und denkt an die vergangenen Jahre, an sein hartes, entbehrungsvolles Leben. Da, ein schwirrender Bolzen, ein letztes Aufstöhnen, ein Leben erlischt.

Das weckt den Burgherrn aus seinem Sinnen. Er steigt hinunter, ruft seine Knechte zusammen, schwingt sich auf das Roß, läßt das Eichentor öffnen und führt seine Knechte zum letzten blutigen Kampf. Im dichten Gewühl zieht sich der Kampf bis in die Wälder und Schluchten der Schwartauer Berge. Nur noch wenige seiner Knechte folgen ihm. Tod oder verwundet liegen die Tapferen, für die Interessen, das Wohl des Ritters gefallen, auf dem blutigen Wiesenteppich. In der Schlucht zweier Berge, umringt von gepanzerten Rittern, ein hoffnungsloser Endkampf. Erschöpft, durch die Ringe blutend, sinkt vom wuchtigen Schwertstreich getroffen, der letzte Burgherr Cumlosens vom Pferde herunter. Die Burg aber wird von züngelnden Flammen erfaßt, und als die Sonne im Westen versinkt, bricht mit großem Getöse die stolze Feste zusammen.

Unser Ritter jedoch findet nicht die ersehnte Ruhe. Schwer waren seine Untaten. Er war hart gegen seine Untertanen. Er hatte geplündert und gebrandschatzt bei den Wehrlosen. Noch heute in stürmischer Nacht, zu mitternächtiger Stunde, vermag hin und wieder der Ritter ohne Kopf auf seinem Schimmel in den dunklen Kiefernwäldern der Schwartauer Berge den einsamen Wanderer zu erschrecken.

Die Cumlosener Burg ist verschwunden. Der Ritter ist tot, doch alte Sagen und Geschichten bleiben erhalten und pflanzen sich fort von Generation zu Generation. Sie machen uns die Vergangenheit lebendig.

WILLI WESTERMANN



DER STOFFDRUCK

Ein bei uns im Kreis ausgestorbenes Handwerk

Es ist noch gar nicht so lange her, daß die meisten Färber und Stoffdruckermeister ihre Druckstöcke und Model aus der Hand legten. Wie so viele andere Handwerkszweige war auch der Stoffdruck, insbesondere der Blaudruck, im letzten Jahrhundert ein Opfer der Zeit geworden, denn die Maschine hatte überall ihren Einzug gehalten und in jeder Weise Veränderungen für das Zeitalter gebracht. Zwar sollte die Maschine den Menschen die Arbeit erleichtern, ihnen eine Helferin sein, doch durch die schnelle Massenproduktionsmöglichkeit reizte sie zu maßloser Geschäftemacherei und grenzenloser Gewinnsucht und wurde schändlich mißbraucht zur Herstellung von Dingen, bei denen nicht gefragt wurde, ob sie gut und schön seien. Das Ethos der Arbeit ging sehr verloren, was sich auf die Formen und den Schmuck der Gegenstände besonders auswirkte. Kultur und Geschmack wurden so im Zeitalter des Kapitalismus zerstört.

Wenn wir nun heute Handwerksarbeiten aus dem 18. und früheren Jahrhunderten betrachten, so staunen wir immer wieder über die Schönheit und Echtheit dieser Formenwelt. Damals schuf der Mensch mit seinem gesunden und unverbildeten Sinn und mit großer Liebe. Mit aller Kraft seines Gemütes war er selbst schöpferisch tätig und verfügte dabei über ein Gefühl für Maß, Proportion und Form. Wie unendlich lebendig und feinfühlig gearbeitet wurde, zeigt neben sehr vielen anderen Dingen das Gebiet des Stoffdrucks.

Zu dem technischen Vorgang des Handdrucks soll aufklärend gesagt sein, daß der Druck mittels hölzerner Druckstöcke und Model erfolgte, die jeweils vorher mit sogen. Papp oder Druckfarbe versehen, dann auf den Stoff gedruckt wurden. Beim Blaudruck wird mit Papp gedruckt, anschließend nach besonderem Verfahren der Stoff gefärbt und gespült, so daß die bedruckten Stellen als ursprüngliche weiße Stofffarbe verbleiben.

Bei der Ornamentik der Model entfaltet sich vor uns ein Reichtum an Fantasie, der uns unsere heutige moderne Einförmigkeit und Trockenheit recht armselig erscheinen läßt. Wer einmal ein Museum besucht, sollte es darum nicht versäumen, eingehend die ausgestellten Model und gedruckten Stoffe zu bewundern. Die älteren Druckmodel sind aus Nußbaum oder Birnbaumholz geschnitten, bei den späteren Modeln finden wir die Formen durch Metallstäbchen und Stifte gefertigt, sie sind meistens nicht mehr so ursprünglich und ausdruckskräftig in der Gestaltung der Schmuckformen. Ein besonderes Beispiel mag von diesem verloren gegangenen handwerk-



Hauptmotiv der Altardecke von Burghagen



Randborte der Burghagener Altardecke

lichen Können zeugen. Neben mehr als hundert verschiedenen Druckmodellen und sehr schönen Blaudrucken befindet sich im Perleberger Heimatmuseum eine handgedruckte Altardecke. Ihre Inschrift besagt, daß sie im Jahre 1673 von einem M. E. V. B. für die Burghagener Dorfkirche gestiftet wurde. Die Decke ist 170×233 cm groß, aus weißem Leinen gefertigt und mittels 11 Model verschiedenster Größe und Ornamentik schwarz gedruckt. Die Art der Zierformen läßt annehmen, daß ihr Ursprung wohl beim bäuerlichen Handwerk zu suchen ist, da die meisten Motive aus dem Formenschatz der Volkskunst kommen. Die Schmuckgestaltung der Decke bot eine reiche Gelegenheit zum vielfältigen Gestalten und zeugt somit von einem angeborenen Sinn für Schönheit und von einem Können, daß aus reinem Antrieb und Freude am Schaffen gesteigertes Können ist. Die Zierformen sind nicht nur als eigenwillige Ausdrucksformen zu betrachten, auch das Wissen um die tiefere Bedeutung der Schmuckwirkung wird zur Gestaltung beigetragen haben. Die strenge Geometrisierung, die sonst bei den Formen der Volkskunst zu finden ist, wurde abgelöst durch eine etwas beschwingtere Form, jedoch bleibt bei aller Auflösung im wesentlichen die Symmetrie gewahrt. Vielleicht ist der besondere Rhythmus der Formen auf den Einfluß des Barocks zurückzuführen. Das Hauptmotiv, das sich oft wiederholt, ist ein Blumenornament mit vier verschiedenen Blütenformen. Es wurde also für ein Ornament mit zwei Modellen gedruckt, dem Grundmodell mit leerer Hauptblütenfläche und dem Blütenmodell. Letzteres zeigt abwechselnd einen stehenden Vogel in der Blütenform, eine Sternblume, die Blütenform einer Rose und einen nach rückwärts sehenden Vogel im Blüteninneren. Eine besondere Lebendigkeit und Rhythmik entsteht durch diesen Wechsel. Weiterhin finden wir ein kräftiges Modell, einen üppigen Blumendreisproß mit starker dynamischer Ausdruckskraft. Er steht an einer kleinen gedruckten Blumenwiese, die sich in der Mitte der Decke befindet. Am Rande sind verschiedene Borten mit Tier- und Blumenformen aller Art gedruckt. Welche Fülle an Ideen und Formen sehen wir hier an dieser einen Decke, wieviel Anregung für unser heutiges Arbeiten liegt hier verborgen. Doch hüten wir uns davor, es gedankenlos zu kopieren, denn dieses bäuerliche Handwerksgut soll nur Anregung sein für unser eigenes Schaffen und nur so kann es unsere künstlerische Arbeit bereichern.

Für uns Prignitzer ist es von besonderem Interesse, daß in Bad Wilsnack noch ein letzter Sproß einer solchen alten Prignitzer Handwerkerfamilie lebt. Es ist der Färber und Handdrucker Henning. Ein Besuch bei ihm zeigte uns seine alte Werkstatt, die noch vollständig eingerichtet ist, und in der sich auch eine große Anzahl der schönsten Druckplatten (Model)

befindet. Die kostbarsten davon sind von seinem eigenen Vorfahren geschnitten, der auf dem Gebiet des Entwerfens und der Anfertigung solcher Model ein wahrer Künstler war. Seine Werke nötigen uns heute noch größte Bewunderung ab. Unser Altmeister dieser aussterbenden Kunst des Handdrucks erzählte uns, daß heute seines Wissens weit und breit keiner seiner alten Berufskollegen noch tätig ist. Vor einigen Jahrzehnten ist er noch mit seinem Vater auf dem Planwagen in die Dörfer der Prignitz gefahren, um die Aufträge von den Bauersfrauen hereinzuholen und die Fertigware auszuliefern. Viele tausend Ellen selbstgewebten Bauernleins sind unter seinen Händen bedruckt worden, um dann im bäuerlichen Gebrauch als Schürzen, Röcke, Kinderkleider, Bettbezüge, „Eten-döker“ und ähnlichem Verwendung zu finden. Auch als dekorativen Schmuck in Form von Wandbehängen, Vorhängen und Tischtüchern brachte es viel Freude.

Die noch vorhandenen Erzeugnisse dieses alten Handwerks, das in unserer Heimat sehr verwurzelt war und alle Dinge, die unsere Väter einst mit ihrer Handwerkskunst auf allen Gebieten schufen, sind es wert, geachtet, bewahrt und behütet zu sein. Der aufmerksame Mensch leistet damit der Erhaltung der Kulturschätze vergangener Zeiten wertvolle Dienste.

HILDE ARNDT

Prignitzer Platt / Dichtung von Hermann Graebke

Mudderlew

*Verleer ik all mien God,
So werr'k nich gliek vertogen;
Verleer mien Fründen ik,
Dat werr ik deep beklogen;
Doch wenn een Minsch mien Kind
Von d' Mudderherz ritt aw:
Denn kann he ok män gliek
Mi leggen in dat Graw.*

10 Jahre 8. Mai

*Ein Rückblick auf die kulturelle Entwicklung
im Kreise*

Die Werktätigen der Deutschen Demokratischen Republik begehen den Tag der Befreiung vom Faschismus durch die Armeen der Sozialistischen Sowjetunion in diesem Jahr in einem neuen historischen Entwicklungsabschnitt ihres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Die Deutsche Demokratische Republik wurde zum Grundstein für ein neues Deutschland, zu einem Zentrum aller nationalbewußten Deutschen. Als die Völker der Sowjetunion am 9. Mai 1945 ihren historischen Sieg feierten, erklärte Stalin:

„Die Sowjetunion feiert den Sieg, wenn sie sich auch nicht anschiekt, Deutschland zu zerstückeln oder zu vernichten.“

Diese Worte, die den Geist der Humanität, des friedlichen Zusammenlebens mit anderen Völkern, der Anerkennung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des deutschen Volkes atmen, bestimmen die gesamte Deutschlandpolitik des Sowjetstaates.

Diese grundsätzliche Einstellung der Sowjetunion zu den Fragen der Entwicklung der DDR ist auch das Fundament für die Entwicklung der Kultur in unserer Deutschen Demokratischen Republik.

Wenn wir von den kulturellen Errungenschaften unserer Republik sprechen, meinen wir damit vor allem jene neuen Grundlagen, die einen Aufschwung der deutschen Kultur in nationalem und humanistischem Geiste gewährleisten. Wir meinen die entscheidende Tatsache, daß in der staatlichen und wirtschaftlichen Gestaltung unserer Republik die geschichtlichen Lehren der zwei Weltkriege gezogen und jene gesellschaftlichen Kräfte entmachtet wurden, deren eigensüchtige, antinationale und volksfeindliche Interessen mit Militarismus, Imperialismus und Krieg verbunden waren.

Im Jahre 1945 gab die Sowjetische Militäradministration in ihrer Besatzungszone den demokratischen Kräften des deutschen Volkes alle Unterstützung, um eine demokratische und nationale deutsche Kultur zu entfalten. Auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens vollzog sich seit

1945 bei uns eine grundlegende Umwälzung. Der faschistische, imperialistische Geist wurde aus dem Erziehungswesen, der Literatur, der Kunst und aus dem ganzen öffentlichen Leben ausgemerzt. Erziehung, Literatur und Kunst sind vom Geist des Friedens und der Völkerfreundschaft durchdrungen. Das Bildungsprivileg der kapitalistischen Klasse wurde gebrochen. Die Oberschulen, die Universitäten und die künstlerischen Lehranstalten wurden für alle Begabten geöffnet. Wissenschaft und Kunst wurden dem ganzen Volke zugänglich gemacht. Das Bündnis der Arbeiterklasse mit den werktätigen Bauern und der Intelligenz ist die feste Grundlage unseres neuen Staates. Diese historischen Veränderungen sind in unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht begründet und in der Verfassung verankert.

Im Bibliothekswesen sah der Fünfjahrplan vor, in jeder Gemeinde eine Bibliothek einzurichten. 1951 hatten wir eine Zahl von 50 erreicht, 1952 wurden 10 weitere geschaffen und nach dem neuen Kurs konnten für die restlichen 41 Gemeinden Bibliotheken eingerichtet werden, so daß der Fünfjahrplan auf diesem Gebiete bereits im Jahre 1953 erfüllt wurde. Um auch den Menschen in den Gemeinden ohne Bibliotheken die Möglichkeit zur Buchausleihe zu geben, wurden aus Mitteln des Kulturfonds der Deutschen Demokratischen Republik 10 Wanderbibliotheken (je 50 Bücher) in Umlauf gebracht. In jedem Jahr wird der Buchbestand erweitert. Im Durchschnitt hat augenblicklich jede Gemeinde 260 Bücher.

Durch eine Verordnung unserer Regierung ist ab 1953 die Benutzung sämtlicher öffentlicher Bibliotheken kostenlos. So wird jedem Bürger der DDR die Möglichkeit gegeben, sein Wissen durch Fachbücher und schöngeistige Literatur sowie gesellschaftswissenschaftliche Werke zu erweitern. Literarische Veranstaltungen wurden besonders auf dem Lande durchgeführt. In stärkerem Maße wurden auch unsere Feierabendheime bedacht.

Im Mai 1953 wurde die Kreisbibliothek eingerichtet; sie hatte Ende 1954 einen Buchbestand von 1660 Büchern. Nach der Zusammenlegung der Kreis- und Stadtbibliothek Perleberg umfaßt der Buchbestand ca. 5000 Bände.

Besondere wissenschaftliche Werke können durch die Fernleihe aus den wissenschaftlichen Bibliotheken ebenfalls kostenlos entliehen werden. (Deutsche Bücherei Leipzig, Landesbibliothek Schwerin, Öffentl. wissenschaftl. Bibliothek in Berlin, Musikbibliothek Leipzig usw.)

Besonderes Augenmerk wird durch unsere Regierung der Jugendliteratur zugewendet. So wurde im April 1953 in Wittenberge und im Dezember 1953 in Perleberg eine selbständige Kinderbibliothek geschaffen. Auch hier

wird der Buchbestand, der augenblicklich je Bibliothek 2500 bis 3000 beträgt, ständig erweitert.

Um der Bevölkerung in Wittenberge auch in der Buchausleihe eine Erleichterung zu verschaffen, wurde eine vorbildliche Zweigstelle im Norden der Stadt eingerichtet. In einigen Orten unseres Kreises wurden Leseräume eingerichtet.

Auch die Volkskunst, deren Quellen unter der kapitalistischen Entwicklung fast völlig verschüttet waren, hat eine außerordentliche ideelle und materielle Förderung durch unsere Regierung erfahren. Es wurde ein selbständiges Referat und später eine Abteilung für Kultur beim Rat des Kreises geschaffen, die als wichtigste Aufgabe die fachliche, künstlerische und ideologische Anleitung der Volkskunstgruppen hat. Eine positive Entwicklung der Volkskunstgruppen, die wirklich das nationale Volkskünstlererbe pflegen und als ihr eigen betrachten, war der Erfolg dieser Arbeit. Die Liebe zur Heimat, zu unserer deutschen Nation wurde in den Herzen dieser aktiven Mitglieder und darüber hinaus in den Herzen der Werktätigen geweckt.

Auch in finanzieller Hinsicht wurde uns von der Regierung für diese Arbeit große Hilfe zuteil; so wurden uns z. B. seit dem neuen Kurs ca. 4000,— DM allein für Transportkosten zusätzlich zu unseren Haushaltsmitteln zur Verfügung gestellt, auch für die Anschaffung von Kostümen und Instrumenten erhielten wir vom Kulturfonds mehr als 12 000,— DM. (Es würde hier zu weit führen, wenn man alle Mittel, die zusätzlich vom Kulturfonds für Transporte, Kostüme und Kulturräume zur Verfügung gestellt wurden, aufzählen wollte.)

Ein weiterer großer Erfolg der Kulturarbeit in unserem Kreis ist die Betreuung der Feierabendheime.

Auch der Museen- und Denkmalspflege wird in unserem Kreis die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Eine Reihe historischer Stätten wurde wieder hergerichtet, um sie der Nachwelt zu erhalten; so z. B. in Nebelin, Abben-dorf, Motrich, Boberow, Seddin, Mellen und nicht zu vergessen unser Roland, der allen Heimatfreunden schon viel Kopfschmerzen bereitet hat.

Die 1945 zerstörte Heimatstube in Hinzdorf konnte durch hervorragende Solidaritätsarbeit und durch Unterstützung unserer Regierung wieder ausgebaut, eingerichtet und der Bevölkerung übergeben werden.

Auf dem Gebiete des Films ist es gelungen, alle Gemeinden unseres Kreises siebentägig zu bespielen. Wenn man sich vorstellt, daß vor 1945 die Dorfbewohner kilometerweit mit dem Fahrrad oder Wagen fahren mußten, um einen Film zu sehen und in den ersten Jahren nach Zerschlagung des Faschismus junge Menschen mit einem Handwagen hochbepackt mit

Apparaturen usw. von Dorf zu Dorf zogen, um den Menschen auf dem Lande Freude und Entspannung zu bringen, so ist unsere regelmäßige Bespielung durch den VEB (K) Kreislichtspielbetrieb ein wesentlicher Fortschritt auf dem Gebiete der Kultur. Auch die Anbringung der Filmschaukästen auf dem Lande ist heute eine Selbstverständlichkeit geworden, während man früher die Plakate an Bäumen und Scheunen befestigte. Ein entscheidender Faktor bei der Hebung des allgemeinen Bildungsniveaus der Werktätigen und zur fachlichen Qualifizierung sind die Vortragsreihen und Schulungskurse der Volkshochschule. Das Bedürfnis nach wissenschaftlichen Vorträgen ist bei der Bevölkerung derart gestiegen, daß die Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse ins Leben gerufen wurde, die den Wissensdrang unserer Werktätigen befriedigen helfen soll.

Nicht zu unterschätzen in unserer kulturellen Entwicklung ist die Tätigkeit des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, der zur Hebung des kulturellen Niveaus eine wichtige Aufgabe erfüllt.

Wichtige Fortschritte wurden in der Volksbildung, besonders auf schulischem Gebiet und der Vorschulerziehung, gemacht. Obwohl hier ein katastrophales Erbe angetreten werden mußte, das in der Geschichte seinesgleichen sucht.

Die Schulreform war die wichtigste Voraussetzung zur Überwindung dessen, was uns Faschismus und Krieg auf diesem Gebiet hinterlassen hatten. Bis zum Jahre 1945 gab es noch viele einklassige Landschulen, in denen durch die Kriegswirren ein ungeordneter Unterricht erfolgte. Die Lehrmittel waren völlig ungenügend.

Die letzte einklassige Schule wurde 1952 in Söllentin zu Grabe getragen. Heute besitzen wir 33 Zentralschulen, zu denen die am entferntest wohnenden Kinder mit Autobussen befördert werden.

In Quitzöbel, Rühstedt, Zapel, Wolfshagen und Breese wurden ehemalige „Herrenhäuser“ in Schulen umgebaut. In Bad-Wilsnack wurde eine Oberschule mit Internat besonders für unsere Arbeiter- und Bauernkinder geschaffen.

Schulneubauten entstanden in Karstädt und Cumlosen, in Kleinow wurde ein Anbau und ein zweckmäßiger Ausbau des alten Schulgebäudes durchgeführt. Die Schulen besitzen heute umfangreiche Lehr- und Lernmittel.

In unserem Kreise lehren heute keine unausgebildeten Kräfte mehr. Über 100 Lehrer erreichten bereits die Qualifizierung als Mittelstufenlehrer. Zur Zeit nehmen 130 Lehrer an dreijährigem Fernstudium teil.

Die schulische Arbeit wird heute in vielfältiger Weise durch eine sich ständig verbessernde außerschulische Erziehung und Bildung ergänzt. An

dieser Arbeit ist die Pionierorganisation hervorragend beteiligt. Obwohl im Kreise Perleberg große Schwächen in der Pionierarbeit zu verzeichnen waren, sind heute etwa zwei Drittel aller Schüler des Kreises in dieser Organisation vereinigt. Das Pionierhaus in Perleberg, die agrobiologische Station in Dergenthin und die Station junger Techniker in Wittenberge helfen monatlich tausenden jungen Menschen ihre Anschauungen vom Leben und ihre Kenntnisse auf vielen Gebieten zu festigen.

Alljährlich wird allen Kindern Gelegenheit gegeben, in den Ferienlagern unbeschwert ihre Ferien zu verbringen. Bei Sport und Spiel kommt der Frohsinn unserer Kinder hier ungetrübt zu seinem Recht. Die Teilnehmerzahl stieg von Jahr zu Jahr. Erfreulich ist es, daß in den letzten beiden Jahren die Teilnehmerzahl westdeutscher Kinder besonders groß war.

Eine nicht zu unterschätzende Arbeit wurde in der Vorschulerziehung geleistet.

Im August 1946 bestanden nur 13 Kindergärten, heute jedoch haben wir 41 kommunale und 4 betriebliche Kindergärten im Kreis. Viele Kindergärten wurden bereits mit vorbildlichem Spielzeug und Beschäftigungsmaterial versorgt, was fortwährend ergänzt wird.

Durch systematische Aus- und Weiterbildung der Erzieher und junger Nachwuchskräfte wird die pädagogische Arbeit in den Einrichtungen der Vorschulerziehung ständig verbessert.

Wir ersehen aus der kurzen Übersicht, daß auf dem Gebiete der Kultur in den vergangenen zehn Jahren, trotz der schlimmen Nachwehen des Krieges, viel Wertvolles geschaffen werden konnte.

Manches ist bei der Aufzählung noch nicht berücksichtigt, was Beachtung verdient. Denken wir nur an die Kulturhäuser, Klubräume und Bauernstuben, an die fachliche Weiterbildung unserer bäuerlichen Bevölkerung, an die Einrichtung und Verbesserungen von Fach- und Berufsschulen usw. Vieles werden wir noch und in immer schnellerem Tempo erreichen. Doch dazu bedarf es einer Voraussetzung: der Erhaltung und Festigung des Friedens. Werden wir deshalb, überall wo wir stehen, zu offensiven Kämpfern für den Frieden. Dann wird unser Leben noch schöner und reicher!

K. WAHNIG

Unsere heimische Vogelwelt

in der Umgebung Karstädt's

Als ich vor etwas mehr als zwanzig Jahren aus einem primitiven Lande, ja, ich kann wohl sagen, aus einem der primitivsten Länder der Erde überhaupt, wo ich mich hauptsächlich zwecks Beobachtung unserer Zugvögel aufhielt, nach jahrelanger Abwesenheit nach Deutschland, meiner Heimat, zurückkehrte, war ich, gelinde ausgedrückt, doch ein wenig erstaunt, wenn nicht gerade ein wenig enttäuscht über die Naivität und Interessenlosigkeit, welche man unserer heimischen Vogelwelt entgegenbrachte. Und das schließlich in dem Lande eines Naumann, Brehm und von den neueren Forschern Dr. Heinroth, Dr. Kleinschmidt und Karl Neunzig.

Man hörte häufig Klagen über den Rückgang unserer Vogelwelt und glaubte im allgemeinen darin die Ursache zu sehen, daß sich der eine oder andere Vogelfreund einige Vögel hielt; sei es nun zu Zuchtversuchen oder anderen wissenschaftlichen Studien. Ich glaube wohl sagen zu können, das Fehlen dieser verhältnismäßig wenigen, hier in Frage kommenden Stücke (größtenteils Männchen) taten unserer Vogelwelt keinen Abbruch. Die Abnahme einzelner unserer einheimischen Vogelarten hat meines Erachtens einen ganz anderen Grund.

Schon das Roden der sogenannten Knicks und das allzu späte Abbrennen der Grasnarben an den Böschungen der Feldwege, welches oft noch im Mai geschah, nahm von vornherein ganz besonders dem Bodenbrüter und solchen Vögeln, die im niedrigen Gebüsch brüten, die Gelegenheit zu ihrer Vermehrung.

Dann sind es die herumstreichenden, verwilderten Katzen, welche eine wahre Geißel unserer Vogelwelt werden. Man glaubt gar nicht, was so ein herumstrolchender Mausejäger besonders unseren Bodenbrütern, wie Lerchen- und Peperarten, und ebenfalls den im niedrigen Gestrüpp brütenden Grasmückenarten gerade durch das leichtere Hinwegfangen des Brutvogels (Weibchen), welche in der freien Natur meist in der Minderheit gegenüber den Männchen sind, für einen Abbruch tut. Auch das Abholzen aller hohlen Bäume beeinträchtigt unsere Höhlenbrüter, besonders Meisen, in ihrer Brutbetätigung. Letzteres kann aber durch Anbringen passender Nistkästen an geeigneten Orten recht gut wieder ausgeglichen werden.

Nun zu unserer Vogelwelt in der Umgebung Karstädt's, welche immerhin als bedeutend artenreicher und bei vielen Arten auch als reicher an Individuen bezeichnet werden kann, als mancher weniger mit der Natur Vertraute annehmen dürfte. Wer sich nun mit der Biologie unserer heimischen

Vogelarten näher beschäftigen möchte, wähle hierzu zuerst einmal das zeitige Frühjahr oder auch die Wintermonate; die Vogelwelt ist um diese Zeit am ärmsten in ihrer Artenzahl, da ja auch im zeitigen Frühjahr erst wenige Vogelarten aus ihren Winterquartieren zurückgekehrt und noch nicht im vollen Gesang sind, so daß man beim Studieren der Vogelstimmen als Anfänger nicht irre wird. Man muß als Ornithologe nicht nur sehen, sondern auch hören, um die einzelnen Arten evtl. am Gesang und Lockton erkennen zu können, was oft noch für den erfahrenen Beobachter recht schwierig ist, da es unter den Vögeln eine nicht geringe Anzahl Imitatoren, sogenannte Spötter, gibt. Als Tageszeit eignen sich hierzu, besonders in der vorgeschrittenen Jahreszeit, die frühen Morgenstunden, dann auch die Zeit vom Spätnachmittag bis kurz nach Sonnenuntergang. Zur Mittagszeit ist in den Vögeln weniger Bewegung; viele Arten sind dann kaum aufzufinden, da sie sich besonders in den Sommermonaten, je nach Art, in den schattigen Baumkronen oder im dichteren Gebüsch aufhalten. Zur Exkursion trage man möglichst wenig auffallende Kleidung. Der Ornithologe ist nun einmal ein Waldgänger und Buschklepper, dem es auf einige Strapazen mehr oder weniger nicht ankommen darf. Ebenfalls nehme man eine wasserdichte, alte Plane mit, um sie auf der Erde ausbreiten zu können, damit man gegen die Bodenkühle und Feuchtigkeit einigermaßen geschützt ist. Ein guter Feldstecher ist angebracht und erleichtert die Beobachtung scheuer Vögel ungemein. Man gehe auf solchen wissenschaftlich ernst gemeinten Exkursionen allein; Begleitung ist nur hinderlich. Vor allen Dingen nehme man auf solchen Gängen keinen Hund mit, auch der beste vierbeinige Freund wirkt störend. Von etwa Mitte Mai ab und den Monat Juni hindurch sei man möglichst vor Tagesanbruch (2 Uhr) zur Stelle, setze sich so, daß man die aufgehende Sonne möglichst im Rücken hat. Viele Vögel, besonders Regenpfeiferarten, sehen das von der Sonne angestrahlte, weiße menschliche Gesicht bereits aus ziemlicher Entfernung. Mit einer gehörigen Portion Geduld sei man gewappnet.

Hier bei Karstädt sind es nun im zeitigen Frühjahr zuerst die Löcknitzwiesen, welche in manchen Jahren an Reichhaltigkeit der Zug- und Durchzugsvögel ihresgleichen suchen. Die Beobachtung ist allerdings in Wiesen und Koppeln schwieriger, da man hier oft nicht genügend Deckung findet.

Unser altbekannter Kiebitz ist in recht erheblicher Anzahl vertreten; klagend streicht er meist niedrig über den Boden hinweg, um verschiedenes Gewürm zu erspähen. Er ist alljährlich Brutvogel in den angrenzenden Viehkoppeln, wo der Boden weniger feucht ist. Weiter ist es, in allerdings wenigen Exemplaren, der große Brachvogel (*Numenius phaeopus*), welcher

sich regelmäßig als Durchzügler einstellt. Scheu und unstet, ist er schwer zu beobachten, zeigt sich aber nur wählerisch in seinem Aufenthalt. Brutvogel ist er hier in der Gegend nicht. Man sieht ihn hier in den Niederungen überall, besonders kurz vor und nach Sonnenuntergang. Auch Bekassinen sind nicht selten, scheinen aber die Wiesen nur zu durchstreifen, um bald wieder im nahen Walde zu verschwinden, um dort nach Nahrung zu stechen. Keine Seltenheit ist ebenfalls in manchen Jahren der Goldregenpfeifer (*Charadrius pluvialis*), wozu sich hin und wieder der merklich kleinere Mornellregenpfeifer (*Charadrius morinellus*) gesellt. Beide Arten sind hier nur auf dem Durchzuge und brüten, letztere Art anscheinend überhaupt nur, unter den höheren Breitengraden unseres Erdteils. Ich traf sie häufig in den zwanziger Jahren auf meinen Reisen im Norden Schwedens und Norwegens in den fast baumlosen Tundren als Brutvögel an, wo sie diese öden, fast menschenleeren Gegenden in anmutigster Weise belebten. Oft steht auch der graue Reiher am nahen Löcknitzufer, um rechtzeitig ein bescheidenes Frühstück zu ergattern. Von den kleineren Singvögeln sind es dann später, von etwa Anfang Mai an, hauptsächlich braunkehlige Wiesenschwätzer und der schlichte, lerkhenfarbige Wiesenpieper, welche beide nicht wenig zur Belebung der angrenzenden Viehkoppeln beitragen. Vom nahen Wald ertönt der kanarienhähnliche Gesang des Baumpiepers, ein dem Wiesenpieper zum Verwechseln gleichgefärbter Vogel; er unterscheidet sich eigentlich nur durch den Gesang und der mehr gebogenen Krallen der Hinterzehe von jenem. Unsere Stelzen kommen in allen drei Arten vor, nämlich als weiße Bachstelze, Gebirgsstelze und die bedeutend weniger in der Allgemeinheit bekannte Schafstelze. Von letzterer Art gibt es mehrere verschiedene Formen (partikuläre Rassenunterschiede). Alle drei Stelzenarten brüten hier in der Umgebung. Erstere beiden Arten sind Halbhöhlenbrüter, während die Schafstelze zu den Bodenbrütern zählt. Das Nest dieser Art ist meist im hohen Grase der Wiesen angelegt. Mistel- und Singdrossel haben im nahen Walde (Marienhof) ihren Standort. Laut und weit hörbar erklingt in den Abendstunden ihr herrlicher Ruf. Gleichzeitig trifft man dort beide fast gleich gefärbte Laubsängerarten, nämlich Wald- und Fitislaubsänger an. Buchfinken erregen durch fleißiges Schlagen unsere Aufmerksamkeit. Ein teilweise hohler Koppelpfosten dient dem Hausrotschwanz als Kinderstube. Den ganzen Tag über ist er in Bewegung, ja, er ist ein wahrer Fröhaufsteher. Schon vor Sonnenaufgang, in der Morgendämmerung läßt er seinen kurzen, kreischenden, an das Schärpen einer Säge erinnernden Gesang hören. Seine Stimmittel sind gering, er gehört aber zu den wenigen Zugvögeln, die auch in ihrer Winterherberge ihren Gesang hören lassen.

In Südarabien (Jemen) fiel er mir sofort auf, da er mich durch sein Wesen an die alte Heimat erinnerte. Von dem hier in einem Paar an den Feldwegen im Steinhaufen brütenden Steinschmättern (*Saxicola oenanthe*) gilt etwa das gleiche. Seine Stimmittel sind noch geringer, er ebenfalls singt in seiner Winterherberge (Jemen), bleibt auch häufig in einigen Exemplaren (jedenfalls nur Männchen) dort; brütet dort aber nicht, sondern die in Südarabien brütenden Steinschmätzer gehören zu einer anderen Art (*Saxicola deserta*).

Dompfaffen brüten seit einigen Jahren im nahen Gehölz, anscheinend nur in wenigen Paaren. Im Winter durchstreifen sie in größeren Trupps die Umgebung und nehmen von Jahr zu Jahr an Menge zu. Unsere Himmelsstürmerin, die Feldlerche, erfreut sich des sonnigen Frühlingswetters und trillert fleißig ihr bekanntes Lied. Haubenlerchen sieht man auf der nahen Chaussee trippeln; eigentlich keine von jeher einheimischen Vögel, früher beheimatet in den Steppen Osteuropas, sind sie vor etwa 150 Jahren durch das aus dem damaligen Rußland zurückflutende Napoleonische Heer mit nach Westen verschleppt worden und haben sich ihrem neuen Biotop trefflich angepaßt. In manchen Gegenden heißen sie daher auch heute noch Franzosenvögel. In den Kastanienalleen haben Stieglitze und Grünfinken ihren passenden Lebensraum gefunden. Die dichtbelaubten Zweige werden ihre Nachkommenschaft vor den spähenden Augen gefiederter Räuber schützen.

Fortsetzung folgt

Der Schrei am Königsgrab

Der fast schon volle Mond schien vom wolkenlosen Himmel auf den baumbestandenen Hügel des Königsgrabes von Seddin in der Prignitz, und einige seiner Strahlen trafen den Eingang des Zelttes, das drei Jungen hier aufgeschlagen hatten, spielten über die blanken Lenker ihrer Fahrräder, die dort am Stamme einer Eiche lehnten, oder huschten über den dunkelgähnenden Eingang zur einstigen Königsgruft.

Während Jürgen und Otto drinnen im Zelt nach langer Fahrt in tiefem Schläfe lagen, saß Günter mit untergeschlagenen Beinen in der Zeltöffnung und wachte. An einem derben Haselstecken schnitzend, wanderte er in seinen Gedanken zurück in jene geheimnisträchtige Vorzeit, in der eines der vielen germanischen Völker hier auf diesem sanften Hügel über dem grünen Tal der Stepenitz ihren toten Fürsten ins Grab gesenkt hatte. In einen dreifachen Sarg sollte ihn sein Volk gebettet haben, in einen gol-

denen, der von einem silbernen und schließlich von einem kupfernen umhüllt gewesen sein sollte. So erzählten die Bauern im Dorfe. Doch Günter und seine Gefährten wußten, daß das nicht ganz stimmte. Die dreifache Hülle hatte man wohl gefunden, aber sie bestand nicht aus den drei kostbaren Metallen, wie man lange Zeiten hindurch an den Herdfeuern und in den Spinnstuben gemunkelt und geraunt hatte. Die Asche des Germanenfürsten fand man in einer bronzenen Urne, und die stand in einer aus schweren Steinen gefügten Grabkammer, über der sich dann der hochgeschüttete Totenhügel wölbte.

In den Kronen der Eichen, Birken und Kiefern flüsterte ein leiser Windhauch, und von der Feldseite her war das Wispern des reifenden Kornes deutlich zu vernehmen. So still war die Sommernacht, eine Nacht, wie geschaffen zum Träumen und Sinnen. War hier auf den Äckern der heutigen Produktionsgenossenschaft einst das Korn der Markgenossen gereift? Langobarden, Semnonen und Sueben hatten hier gesessen und waren weitergewandert. Wendische Völker waren ihnen von Osten her gefolgt. Von einer gewaltigen Völkerwanderung berichteten die Geschichtsschreiber, doch den Namen des Toten im Seddiner Königsgrab, der 800 Jahre früher gelebt hatte, wußten sie nicht zu nennen. Nur so viel kann man vermuten, daß er noch zu den Fürsten und Königen gehörte, die sich das Volk aus den Reihen seiner Besten wählte und nicht zu jenen von Gottes und des Goldes Gnaden oder von Gnaden des Papstes und der Fugger, wie sie in späterer Zeit zu finden waren.

Noch immer sann der Junge in der Zeltöffnung den alten Mären und Sagen nach und sandte seine Gedanken zurück in die Tage der großen Wanderungen. Er zog mit den Kimbern und Teutonen die Oder hinauf und bis nach Frankreich und Italien, er zog mit Goten und Vandalen gen Süden, und sein inneres Auge schaute die hölzerne Halle des Hunnenkönigs Etzel, es sah in Hagens Faust die Klinge des Balmung blitzen über dem Haupt des Kindes von Etzel und Krimhild und — ein Schrei drang an sein Ohr, daß er auffuhr aus seinen Träumen, ein Schrei, wie er ihn gräßlicher noch nie vernommen hatte.

Steil aufgerichtet lauschte Günter mit angehaltenem Atem in die Stille der Nacht hinaus. Doch nichts war zu hören als das Wehen des Windes in den Bäumen. Hatte er auch diesen Schrei nur geträumt? Noch immer lauschte er, und seine Hand tastete nach dem Haselstecken, der ihm im ersten Schreck entfallen war.

Und wieder fuhr er zusammen, wieder gellte der Schrei durch die Nacht, ein Schrei, wie ihn ein Mensch in höchstem Entsetzen ausstoßen mag. Drüben vom Kiefernwalde her war er gekommen.

Da stürzte Günter in das Zelt und riß die anderen aus dem Schlaf. Wirr gingen Fragen und Antworten durcheinander. War ein Verbrechen geschehen? Befand sich ein Mensch in tödlicher Gefahr? Sie standen und horchten mit halboffenen Mündern, spähten über die schmale Lichtung zum Walde hinüber. Waren da nicht leise tappende Schritte zu vernehmen? Kamen sie nicht näher? Günter faßte den Stock fester, und sie traten enger zueinander, während eine heimliche Angst an ihre Kehlen griff.

Näher und näher kamen die tappenden Schritte, aber noch war nichts zu sehen, nichts zu erkennen. Doch da —, bewegte sich nicht etwas Helles im Schatten der Bäume? Was mochte das sein? Dicht an den Boden gedrückt, bewegte es sich vorwärts. Gleich mußte es im Licht des Mondes auf der freien Fläche erscheinen.

Wieder verharrte das unbekannte Wesen und — trotz der Spannung, die sie ergriffen hatte, fuhren die Jungen zusammen — zum dritten Mal schnitt der Schrei in die lauschenden Ohren. Fast klang er wie das Schreien eines Schweins, doch spitzer, schärfer, wie in irrer Angst aus eines Weibes Kehle.

Noch enger drängten die Jungen aneinander, schauten aus weiten Augen über die mondhelle Lichtung zu dem unbekanntem Wesen hinüber, das da eben wieder so fürchterlich geschrien hatte. Jetzt bewegte es sich wieder, kam noch näher heran und erschien endlich auf der freien Fläche.

Otto erkannte es zuerst, doch dieses Erkennen kam ihm so unerwartet, daß er noch ungläubig schwieg. Aber dann sahen auch die anderen, wem sie den nächtlichen Schrecken zu verdanken hatten, und fast wie aus einem Munde kam es wie ein Aufatmen:

„Ein Dachs — ein Dachs —“, und schon liefen sie los und umringten Meister Grimbart, der nun seinerseits, über die plötzliche Störung entrüstet, in eiligem Trott zurück in den Wald strebte.

Günter, Otto und Jürgen sahen ihm nach, bis ihn der Schatten des Waldes verschluckt hatte, und gingen dann zu ihrem Zelt zurück. Aber noch lange lagen sie wach und konnten nicht einschlafen. Der seltsame Schrei des Dachses beschäftigte sie zu sehr, und sie wunderten sich, daß sie bisher noch nie etwas davon gehört oder gelesen hatten.

Als sie am anderen Morgen das Zelt zusammengepackt hatten, schwangen sie sich auf ihre Räder und fuhren weiter durch das Prignitzer Land, wo sich überall die Menschen zur Ernte zu rüsten begannen. Auf einem Waldwege trafen sie einen Förster, und sie berichteten ihm von ihrem nächt-

lichen Erlebnis. Aber der Förster schüttelte nur den Kopf und meinte, sie müßten sich wohl geirrt haben, denn er habe noch niemals einen Dachs schreien gehört, es müsse wohl doch etwas anderes gewesen sein. Glaubte er wohl gar, die Jungen wollten ihn zum besten haben?

Und wieder ging es weiter, sie kamen durch viele Dörfer und durch manch eine Stadt. Da und dort rasteten sie in einem Forsthaue. Doch niemand konnte ihre Beobachtung bestätigen. Schon glaubten sie selbst, sich geirrt zu haben, und begannen sich Vorwürfe zu machen, daß sie nicht genauer nachgeforscht hatten. Vielleicht war in jener Nacht tatsächlich ein Verbrechen geschehen? So beschlossen sie, die Polizei zu benachrichtigen, und fragten im nächsten Dorfe nach dem Polizeiposten.

Nein, einen Polizeiposten gäbe es hier nicht, meinte der Bürgermeister, da müßten sie schon bis zum Nachbardorf weiterfahren. Doch als sie auf seine Frage von dem nächtlichen Schrei am Königsgrab berichteten, riet der Bürgermeister ihnen, vorher noch einmal einen alten Forstmann zu befragen.

„Dort drüben“, sagte er, „in dem Haus mit den grünen Fensterläden, da wohnt ein alter Förster. Er wird nun auch bald achtzig und hat schon tolle Sachen erlebt. Vielleicht kann der auch raten.“

Wenige Minuten später standen die Jungen in der Stube des Försters, an deren Wänden neben Gehörnen und Geweihen allerlei ausgestopfte Vögel und manches andere Waldgetier zu sehen waren.

Aufmerksam lauschte der Alte der Erzählung Günters, der auch jetzt wieder den Wortführer machte, während Jürgen und Otto seinen Bericht ergänzten und seine Worte unterstrichen und bestätigten.

„Und in de Bux habt ihr euch nich scheten?“ fragte der Förster, als Günter schwieg, und die Fältchen um die Augen des Alten begannen ein lustiges Spiel. „Na, macht nichts“, ließ er die Jungen nicht erst zu Wort kommen, „da habt ihr aber bannig Glück gehabt. Seht, ich bin nu all bald an die achtzig heran und habe viele, viele Nächte im Walde verbracht. Aber nur ein einziges Mal habe ich einen Dachs schreien hören. Und das stimmt, ganz kalt läuft es einem den Buckel herunter, wenn man ihn hört. Mir ging es auch nicht anders, und ich war damals immerhin schon ein Mann, der so mancherlei erlebt hatte. Und nur von einem einzigen anderen Kollegen — er ist nu auch all lange Jahre tot — weiß ich, daß er einmal einen Dachs hat schreien hören.“

Noch viele merkwürdige Dinge erzählte der Förster, und seine Zuhörer saßen ganz still und lauschten, und sie erfuhren, daß es auch in unserer Heimat noch viel zu erforschen gibt in Wald und Feld.

ULRICH KOMM

Neue Volksbräuche

IN RETZIN

Retzin ist ein kleines, ehemaliges Gutsdorf. Seine ganze Anlage ist dafür charakteristisch. Man möchte sagen, daß es aus zwei Hälften besteht: dem ehemaligen Gutshof mit seinen Stallungen, dem Wirtschaftsgebäude, dem Schloß und dem Wohngebäude, sowie dem eigentlichen Dorf, das — aus wenigen Bauernhöfen bestehend — sich als Runddorf im Halbkreis rechts der Chaussee Perleberg—Pritzwalk erstreckt. Jahrhundertlang stand diese Ortschaft im Zeichen des Gutslebens der Familie zu Putlitz. Die Menschen kannten auch nichts anderes, für sie stand die Arbeit für den Gutsbesitzer im Mittelpunkt ihres bescheidenen Lebens.

Doch dann bekam das Dorf eines Tages ein ganz anderes Gesicht. Der Krieg war über das Land hinweggegangen. Mit ihm kamen neue Menschen ins Dorf. Die Kleidung der Frauen, die bärtigen Männer, die fremde Sprache: alles war neu für Retzin. Diese Menschen hatten fern im Osten, in der Gegend von Brest-Litowsk, ihre alte Heimat durch die Politik des faschistischen Regimes aufgeben müssen, in die vor reichlich 200 Jahren ihre deutschen Vorfahren ausgewandert waren. In Retzin sollten sie nun wieder eine neue Heimat finden. Durch die Bodenreform erhielten sie Land und Wohnung, so daß sie schnell heimisch werden konnten. Mit ihnen aber waren auch für diese Gegend völlig neue Sitten in das Dorf gekommen. Derjenige, der mit Liebe und Achtung altem Volksbrauch gegenübersteht, fand oftmals Gelegenheit, dieses neue zu beobachten und in sich aufzunehmen.

Eine der interessantesten Gelegenheiten, etwas vom Brauchtum dieser Menschen kennen zu lernen, ist ihre Hochzeitsfeier. Wieviel fleißige Hände schaffen, um ihre Hochzeit feierlich und geschmackvoll auszugestalten. Die üblichen Vorbereitungen erreichen ihren Höhepunkt am Vorabend des Hochzeitstages. Die Jugendlichen finden sich im Festhaus ein, um die Girlanden zu wickeln. Dafür belohnt sie anschließend eine Kaffeetafel. Die bei uns sonst übliche Feier am Polterabend kennen sie nicht. Auch Geschenke werden noch nicht überreicht.

Am Hochzeitstage liegt die gesamte Organisation -- die übrigens vorzüglich klappt -- in den Händen der beiden Brautführer. Sie sind wie bei unsern Prignitzer Dorfhochzeiten durch eine große weiße Schleife kenntlich. Die geladenen Gäste erhalten aus ihrer Hand ebenfalls eine kleine weiße Schleife, die an der rechten Brustseite befestigt wird. Der Bräutigam holt am Vormittag die Braut mit einem Fahrzeug aus ihrem Elternhaus ab. Dort sprechen die Eltern den Segen für das junge Paar. Gemeinsam wird ein Kirchenlied gesungen. Ein Frühstück folgt.

Mit Musik geht es mittags zur Kirche. Die Trauung erfolgt nach evangelischem Ritus, aber in polnisch-masurischer Sprache. Nach der Rückkehr aus der Kirche wird zunächst die Haustür verschlossen. Die Musik spielt, bis die Tür von den Eltern wieder geöffnet wird, die dem Brautpaar Brot und Salz überreichen. Dann lockt aber schließlich das Festessen, das sich in drei Mahlzeiten -- Mittag, Abendessen, Frühkaffee -- mit Unterbrechungen und immer mit reichlichen und scharfen Getränken bis zum Morgengrauen erstreckt. Das Abtanzen des Schleiers ist zeitlich nicht gebunden, erfolgt aber meistens auch erst im Morgengrauen. Dazu bildet die Jugend einen Kreis, während darin das Paar durch Tänze mit den Geschwistern und dann mit den anderen Jugendlichen sich von der Jugend verabschiedet. Danach verlassen die Brauleute den Saal und ziehen sich um. Sie erscheinen schließlich wieder in schwarzer Kleidung. Jetzt werden die beiderseitigen Eltern vom Paar um die Erlaubnis gebeten, den Schleier abnehmen zu dürfen. Bei dieser Zeremonie fließen die Tränen. Es ist der endgültige Abschied von Elternhaus und Jugend. Weitere Stunden beschwingter Feier folgen als Ausklang.

Gern und interessiert folgen die Retziner als stille Beobachter solcher Feier ihrer neuen Dorfgenossen. Es ist erfreulich, daß unsere Umsiedler an diesen schönen Sitten festgehalten haben. Leider sind aber einige schon unter dem Einfluß der hiesigen Sitten und Gebräuche verdrängt worden. So dauert hier die Hochzeitsfeier nur 24 Stunden im Hause der Braut an, während sie früher 3 bis 4 Tage währte. Die Feier begann im Hause der Braut und wurde beim Bräutigam fortgesetzt.

Auch jene Sitte, während der Fastenzeit vor Ostern und während der Adventszeit nicht zu tanzen, ist hier inzwischen vergessen worden. Wie überhaupt zum Besuch eines Tanzvergnügens früher die jungen Burschen die Mädels zum Tanz gemeinsam abholten, so haben unsere Freunde sich hier schon den ortsüblichen Verhältnissen angepaßt.

Unser nationales Kulturerbe ist reich und mannigfaltig. Sorgen wir dafür, daß es erhalten bleibt zu unserer aller Freude!

KARL-ERICH GRAM



Retzin

Graphik von Johanna Neef



Foto: W. Westermann

Das Rauchhaus in Cumlosen

Ein altes Rauch- und Fischerhaus in Cumlosen

Dem niedersächsischen Haus der Lenzener Wische verwandt ist das Dielenhaus, wie wir es noch in unserem Ort finden. Es ist als Übergangsform zum fränkischen Typus anzusehen. Diese Häuser wurden für kleine Wirtschaftsbetriebe geschaffen und waren für unsere damaligen Fischer und kleinen Landwirte wie geschaffen. Der überwiegende Teil der Prignitzer Bauernhäuser war fränkischer Art, eine Bauweise, die von Südwesten vorgedrungen war. Dieser Haustypus hatte nicht die Großartigkeit des niedersächsischen Hauses, war jedoch für den um den kargen Gewinn ringenden Fischer und kleinen Landwirt unseres Ortes ausreichend. Allerdings besaß die fränkische Bauweise bedeutende praktische Vorzüge. Neben der gesundheitlich vorteilhaften Trennung zwischen Wohnung und Stall, war bei Feuerausbruch die Eindämmung leichter zu bewerkstelligen. Der Herdraum und die Tenne waren nicht miteinander verwachsen.

Das alte Rauch- und Fischerhaus des Karl Herr ist ein solcher Haustypus. Der Fischer Karl Herr ist nun schon lange tot. Nur das Haus steht noch, — aber wie lange noch? Stück für Stück wird erneuert, und eines Tages ist unser Ort um ein Heimatdokument ärmer. Dieses Haus könnte uns vieles aus der Vergangenheit erzählen, insbesondere über Deichbrüche. Gleich hinter dem Grundstück befindet sich noch so eine Ausspülung von einem früheren Deichbruch — das alte Brack genannt. Ein Nachbargebäude wurde vor ca. 100 Jahren bei einem Deichbruch abgetragen und an einer höheren Stelle unseres Ortes wieder aufgebaut.

Wie sah nun das Haus im Innern aus?

Die mittlere Scheunentenne mit lehmgestampftem Boden diente damals als Dreschente und war durch das große Tor inmitten des Giebels mit dem Erntewagen befahrbar. Nach der Höhe des Erntewagens und den hochgeschwungenen Dreschflegeln richtete sich die Gesamthöhe. Auf beiden Seiten befanden sich die niedrigen Viehställe unter der schrägen Dachfläche. Weiterhin enthielten die Abseiten, von der Scheunentenne gesehen, links die Mädchenkammer, rechts noch die Futterkammer und dahinter eine weitere Kammer. Hinter der Tenne befand sich die Küche und die Stube mit dem Bettloch. Letzteres war ein wandschrankartiges Abteil und enthielt das Nachtlager für die Eheleute. In die Küche kam man durch „de grote Dör un de achter Dör“ oder durch „de lütte Dör“ der Haustür. An der Rückwand der Küche war der von einem Schwibbogen überbaute Herd des Hauses. Hier stand auch als Kochgerät der Dreifuß. Beim Kochen strich der Rauch des Herdes unter dem Schwibbogen hervor gegen die

aufgehängten Speckseiten unter der Decke, durchdrang den „Hochbön“, um durch das Uhlenloch über dem Dielentor zu entweichen.

In der dämmrigen, rauchgeschwärzten Küche hatte die Hausfrau ihre Wirkungsstätte. Während der Ruhezeit saß sie zwischen Utlucht und Herd und spann. Aber unsere Fischerfrauen fanden seinerzeit nur wenig Ruhe, denn neben dem Haushalt mußten noch die Fische umgesetzt werden. Eine Reihe Fischerfrauen zog dann, mit Fischen in Kiepen gut verpackt, zu Fuß nach Perleberg.

Un da is dat denn passärt, det de Fischwiewer dänn Roland versopen hemm! Noh so eene Tour giwt dat uck een bannigen Döst. Un da hämm dänn uck de Fischwiewer so noh und noh nich bloß de Fisch, nä, dat ging'n jo noch, nä, da hemm se uck bi lütten unsen brastigen Roland müttversopen. Jo, wenn't nu damütt got wär, un de han sick nu mütt dewil bättert! Nä, nä, dänn Roland sünd wi los, — un de Döst is hüt noch bläm!

War es wirklich die gute alte Zeit, von der uns das alte Rauchhaus und die Geschichte vom Roland erzählen? Wie sah es damals für den Menschen aus? Für alle Heimatfreunde bleiben solche Stätten und Geschichten kostbare Zeugen der Vergangenheit und nie ersetzbare Heimatdokumente. Jedoch war es für den damaligen Fischer und den kleinen Kätner unseres Ortes ein Leben mit Entbehrungen, und es war nur zu meistern bei größter Genügsamkeit und Bescheidenheit.

WILLI WESTERMANN

*

Der Teufelsberg

Oft bin ich bei ihm gewesen, diesem Heidehügel im heimatlichen Wolfshagener Wald. Dreimal aber habe ich ihn erlebt. So erlebt, daß unser Zusammentreffen ein erregendes, unvergeßliches wurde. Beim erstenmal war es gruselig und spukhaft, so daß ihm eine unruhige, von schweren Träumen gepeinigte Nacht folgte, beim zweitenmal war es ein Erleben voll Spannung und höchster männlicher Lust, beim drittenmal aber war es eine Begegnung, die durch eine beglückende Offenbarung zu einer Stunde der Andacht wurde.

•

Es war um die letzte Jahrhundertwende. In der Dunkelheit des stürmischen Spätnovemberabends jagten im Licht des aufsteigenden Mondes die Wolkenfetzen dahin. Orkanartig peitschten aufgewühlte Luftmassen die

hohen Kronen der alten Kiefern. Es war der Aufruhr in der Natur, der einst unsere Vorfahren zum Glauben brachte, daß in solchen Nächten Wodan mit seinen Wölfen und Kolkkraben durch die Lüfte brause.

Peter Pagels war in der Dunkelheit dieses Abends mit seinem etwas klapprigen Gefährt auf dem Heimweg. In den Dörfern ringsum war Peter Pagels bekannt. Die Erwachsenen meinten zwar, Peter habe einen leichten Dachschaden, uns Kindern jedoch war „Onkel Pagels“ der Inbegriff aller Glückseligkeit. Er war Lumpenhändler. Wenn er mit seinem Wagen die Dorfstraße entlang rumpelte, dann entlockte er seiner kurzen roten Holzflöte die zauberhaftesten Töne. Uns Kindern wenigstens erklangen sie so. Sie lockten, wie weiland die Flötentöne des Rattenfängers von Hameln. „Lumpenkerl kümmt! Lumpenkerl kümmt!“ Damit krallten wir unsern Sack mit den angesammelten Lumpen, Knochen und alten Hufeisen. „Onkel Pagels“ gab uns dafür eine Zauberwelt: die langen, schwarzen Lakritzstangen, die blanken Tonkugeln fürs „Marmelspöl“ und die in ihren Mustern so farbenprächtigen großen Glastrudler dazu, die bunten „Upbäckers“ für das Poesiealbum und dann vor allem die herrlichsten „Ruppiner Bilderbogen“! — Was steckte in diesen von „Onkel Kühn aus Neuruppin“ hergestellten buntbebilderten, oft in Versform verfaßten Geschichten für eine Fülle von spannendem Geschehen, von Dramatik und zauberhaftester Poesie! — Das alles durften wir mit glückstrahlenden Augen aus den Händen von Onkel Pagels in Empfang nehmen. Er war also für unsere damalige Kinderwelt der reinste Märchenonkel.

Nun also war Peter nach vollbrachtem Tagewerk auf dem Heimweg. Er kam von Horst und mußte auf der Heimreise auch durch die „Wolfs-hagener Tannen“. Der Weg war sandig, und um es seiner ebenfalls schon recht klapprigen Rosinante leichter zu machen, war Peter abgestiegen und stapfte neben dem Wagen her. Als er an den Teufelsberg kam, und als es bei dem heulenden Sturm so unheimlich in den dunklen Tannen knackte und tobte, da fielen ihm die Geschichten von dem Teufel ein, der hier in solchen Nächten sein Wesen treibt. Er schleicht dann oft mit irrlichterndem Feuerschein durch den dunklen Föhrenwald, hockt dem einsamen Wanderer auf oder sitzt wohl gar plötzlich neben dem Kutscher auf dem Wagenkasten. Einem Bauern, der dabei auf die Pferde einschlug, entriß er die Peitsche und verdrosch ihn damit. Immerhin ein guter Zug vom Teufel. Dem Peter, dem das nun alles durch den Kopf ging, wurde es recht gruselig. Er schielte hinüber zum dunklen Bergrücken und trieb seine alte Liese zur Eile an. Da geschah das Furchtbare! In demselben Augenblick, als er sein Pferdchen antippte, bekam er einen mächtigen Schlag ins Kreuz. Entsetzt sah sich Peter um. Keiner da! Doch da traf ihn schon der zweite

Schlag. Nun gabs kein Halten mehr für Peter. Er schlug auf das Pferd ein. Aber je mehr sich das Tempo des Gefährts beschleunigte, desto mehr drosch es auf Peter los. Endlich, als er am Teufelsberg vorbei war und wohl heraus aus seinem Spukkreis, hörte mit einem letzten derben Schlag das Prügeln auf. Peter kam in Schweiß gebadet und halb tot zu Hause an. Wir saßen an diesem Abend daheim bei der Petroleumlampe um den Tisch. Während draußen an den Luken der Sturm rüttelte, stopfte Mutter die Strümpfe, und wir Jungen lasen im Märchenbuch. Da, gerade als wir ins Bett geschickt werden sollten, tat sich die Tür auf, und Vater, der ins Dorf gegangen war, kam nach Hause. Er brachte die Geschichte von Peters furchtbarem Erlebnis mit. Wir Jungen spitzten die Ohren, und die Augen wurden immer runder. Mutter meinte: „Dummen Snack. Peter hätt woll en' övern Döst drunken“. „Nee, nee“, sagte Vater, „in Host giwt dett jo gar keen Krog“, und er schilderte die ganze Begebenheit mit Peter und dem Teufel so ausführlich und lebendig, als wenn er's selbst miterlebt hätte. Vielleicht hatte er auch seinen Spaß an uns Jungen. Jedenfalls schimpfte Mutter mit ihm: „Mok doch de Kinner nich greulich!“

Als wir dann schließlich doch ins Bett mußten, war an Schlafen nicht zu denken. Wir krochen unter die Bettdecke, doch die Fantasie und der Sturm draußen gaben uns keine Ruhe. Die Gruselgestalten kamen dann selbst in den unruhigen Schlummer, und wir quälten uns die Nacht hindurch mit dem unheimlichen Spuk am Teufelsberg.

Anderntags in der Schule war Peters Begegnung mit dem Teufel das große Gespräch. Der Lehrer hörte sich das an und meinte dann, da werde sich wohl ein Ast in das Wagenrad von Peters Gefährt geklemmt haben. Je schneller er dann gefahren sei, desto mehr „Prügel“ habe er eben bekommen.

*

Meine zweite erregende Begegnung mit diesem Berg war einige Jahrzehnte später. Aus den Jungen waren längst Männer geworden.

Wir hatten einen recht strengen Winter. Über Nacht war etwas Neuschnee gefallen. Bei solchem Wetter lockt es den Jäger hinaus, denn bei frischem Spürschnee ist die Natur draußen wie ein aufgeschlagenes Buch. Man kann viel ablesen, und der weiße Leithund zeigt das, was in der Nacht geschah. Die frischen Trittsiegel verraten dem aufmerksamen Auge manches, was sonst verborgen bleibt. Der alte Förster, der ein Menschenalter den weiten Wolfshagener Wald betreute, hatte mich angerufen. Ich solle mit meinem bewährten Teckel kommen, um bei dieser „Neuen“ mit ihm die Baue zu revidieren. Nun pürschten wir also zu zweit durch den stillen

Winterwald, den Hund am Riemen. Einer Spur hingen wir nach, einer Perlenkette, die sich durch den Schnee zog. Das anfänglich nicht sehr starke Interesse wurde plötzlich hellwach, als sich zu dieser Fuchsspur eine zweite gesellt. Aha, „man steigt nach!“ Eine Fähe mit einem ihrer Witterung folgenden Galan! Denn Reinekes Sippe hält in diesen Winternächten Hochzeit. Und solch eine Hochzeitsreise pflegt sehr oft in einem Bau zu enden. Unsere Passion bannte uns jetzt an diese Doppelspur. Alle Bogen und Haken und Widergänge machten wir mit, und wir kamen nach einem kilometerlangen Hin und Her dem Teufelsberg näher. Am Berg selbst angelangt, tauchte die Doppelspur plötzlich unter. Direkt hinein in den Sandhügel dieses Spukberges. Wie ein Magnet hatte er also das Pärchen angezogen. Er konnte anscheinend nicht nur Schrecken einjagen, sondern auch Schönes verheißen! —

Es war kein großer Bau, keine alte Burg Malepartus, sondern nur eine einzige Röhre, die in den Teufelsberg hinein führte. Die Fähe nimmt in dieser Zeit gern solche Sackröhren an. In ihnen kann sie sich die allzu aufdringlichen Kavaliere leichter vom Leibe halten. Der Jäger jedoch liebt solche Löcher nicht, denn sie bringen ihn oft um den Erfolg. Wegen des vorliegenden Hundes können die Füchse dann nicht springen.

Mein Krummbein, ein giftiger saufarbener Rauhaarteckel, hatte die Situation längst erfaßt. Er spannte den Riemen und wollte den Rotröcken voll Kampfeslust an die Kehle. Nur gemacht! Du kommst schon noch zu deinem Duell! — Wir suchten uns beide in dem Stangenholz einen günstigen Platz, gutes Schußfeld und gut unter Wind. Dann nahm ich dem Rauhbautz die Halsung ab. Wie ein Blitz war er verschwunden — und schon ging unten im Teufelsberg die wunderschönste Musik los. Ich kannte meinen Piefke, und auch diesmal ging es wie erwartet. Nachdem er so zehn Minuten giftig verbellt und attackiert hatte, ärgerte ihn die Erfolglosigkeit, und er kam nach draußen, um eine zweite Röhre zu suchen. Dabei packte ich ihn und steckte ihn schnell in den Rucksack. Denn wenn es klappte, klappte es nun meistens ebenfalls recht schnell.

In höchster Spannung warteten wir. Mit ein paar energischen Knüffen brachte ich den auf meinem Rücken vor Aufregung und Kampfesgier zitternden und winselnden Hund zur Ruhe. Da! Schon erschien das erste Spitzbubengesicht. Ein kurzes Winden. Die Luft ist rein! Nur hinaus aus diesem Loch, wo dieser rauhaarige Teufel erschienen war! — Dichtauf folgte der zweite. In sausender Fahrt und mit wehender Standarte gings den Berg hinunter. Der eine nach links, der andere nach rechts. Und da stank es nun auch noch nach Pech und Schwefel! — Aber das merkten die beiden Rotröcke schon nicht mehr. Im Doppelknall riß es sie zusam-

men, und so reisten sie gemeinsam aus dem Teufelsberg hinüber in das Fuchsparadies. Piefke durfte aus dem Rucksack, um ihnen für die Reise den Segen zu geben. Wir selbst bedankten uns mit dem üblichen Jäger-Rauchopfer bei dem Teufelsberg, daß er uns dieses Erleben geschenkt hatte. Wir stopften die Pfeifen und ließen Rauch und Duft durch den Winterwald ziehen.

Das dritte Erleben um den Teufelsberg war das unvergeßlichste und eindrucksvollste. Es lüftete das Geheimnis von Jahrtausenden, das um diesen Berg hing. Es offenbarte etwas von den Gründen, die diesen Hügel zum Spukberg gemacht hatten und die ihn im Volksglauben so lebendig sein ließen.

Es war vor fast zwei Jahrzehnten. In systematischer Weise wurde damals in dreijähriger gründlicher und wissenschaftlicher Arbeit die Vorgeschichte unseres Heimatkreises erforscht. Oft durfte ich mit der Archäologin draußen sein. Was für kostbare Schätze und wichtige Erkenntnisse konnten da unter dem Spaten enthüllt werden. Die Pfostendörfer von Perleberg, Lenzersilge und Viesecke, mit dem rekonstruierten Haus aus letzterem, wurden uns zum besten Anschauungsmaterial über die Wohnweise und die Lebensart unserer Vorfahren vor zwei- bis dreitausend Jahren; die zahlreichen erschlossenen Hügelgräber mit ihren Funden gaben uns ein Bild über Totenbestattung und Mythos versunkener Zeiten. Fast alle Gemarkungen unserer Heimat bargen oder bergen noch solche vorgeschichtlichen Schätze. Die ergiebigste Gemarkung war dabei von jeher die von Seddin-Wolfshagen. Das Königsgrab von Seddin, das schon 1899 erschlossen wurde und das dabei die durch mehr als zwei Jahrtausende ihn umrankende Sage von dem Toten im dreifachen Sarg bestätigte, ist die bisher bedeutungsvollste Fundstelle der germanischen Bronzezeit. Alles, was man zum Fortleben in Walhalla brauchte, gab man hier dem Toten mit: Die Waffen, den Schmuck, Bedarfsgeräte, selbst das Rasiermesser. Alles edel geformt und schön geziert. Der gewaltige Grabhügel, der mit 30 000 Kubikmetern Findlingen und Erde von den Mannen über ihren wahrscheinlich im Kampf gefallenen noch jungen „König“ und den beiden jungen Frauen getürmt wurde, ist auf der gesamten Feldmark von weiteren solchen künstlich errichteten und oft sagenumwobenen Hügeln umgeben. Manche sind erschlossen, manche noch nicht. Ein solcher Hügel auf dieser Feldmark, um den die Sage besonders lebte, ist unser Teufelsberg. In einer Länge von 70 m und einer Breite von fast 50 m liegt er da, doppelt mannshoch, kiefernbewachsen. — „Überall, wo's sich spukt, lohnt sich meist das Gra-

ben“, war die Meinung der Archäologin. So gingen die Spaten denn auch beim Teufelsberg ans Werk.

Als ich eines Tages dabei sein konnte, waren die Spaten schon beiseite gelegt. Die Maurerkelle, leichte Spachtel, Teelöffel, weiche Pinsel waren jetzt das Handwerkszeug. Behutsam, sehr vorsichtig und liebevoll wurde die Arbeit fortgeführt, nachdem die ersten einwandfrei künstlichen Anlagen zutage getreten waren. Es ist etwas unendlich Beglückendes um solche Entdeckerarbeit. Die Spannung ist noch gewaltiger, als wenn man überm Fuchsbau steht. Und die Erfüllung noch beseligender als bei einer schnell erhaschten Beute. Uralte Spukgeschichten hatten die Forscherarbeit veranlaßt. Ein geheimnisumwitterter Hügel hatte den feinnervigen Spürsinn der „Jägerin“ geweckt. Voll Skepsis hatten die andern, die nicht so „Besessenen“, zugeschaut. Doch dann kam nun wirklich das erste sichtlich von Menschenhand Gefügte und Veranlaßte zum Vorschein: Steinpackungen, Urnen, Scherben, Beigaben, Brandreste! Da ergriff es alle wie ein Fieber. Auch den schlichten Arbeiter, der ja eigentlich nur seines Tageslohnes wegen hier draußen war. Das ist das zusätzliche Geschenk, daß bei solchen Gelegenheiten zu allen anderen Erkenntnissen auch die kommt, daß wohl in jeder äußerlich rauh scheinenden Hülle zuinnerst ein kostbarer, wertvoller Kern steckt, daß Forschungsdrang und Entdeckerfreude in jedem Menschen leben.

Der Teufelsberg enthüllte uns Staunenden nun seine Seele. Der Spukberg wurde vor unseren Augen zum Heiligtum. Die unheimlichen bösen Geister wandelten sich in die schönste Darlegung menschlichen Denkens und Liebens.

Der „Friedhof“ spiegelt bei allen Völkern die höchste Ausdrucksform ihres seelischen Empfindens. Hier auf dem heutigen „Teufelsberg“ hatten unsere Vorfahren einst mit größter Sorgfalt ihre Toten zur letzten Ruhe gebettet! Und ein besonders ergreifendes zeigte sich: Inmitten der übrigen Grabanlagen wurde in behutsamer Bergungsarbeit ein großer Steinkranz freigelegt, der, einst sorgsamst gepackt und wie mit einem riesigen Zirkel in wundervollem konzentrischen Doppelkreis angelegt, weitere Gräber im Bannkreis barg. Man konnte sich nicht trennen von dem Anblick dieser in grauer Vorzeit auf unserem Heimatboden mit geometrischer Genauigkeit geschaffenen „Massengrab“-Anlage. In Andacht und in tiefem Sinnen stand man davor, und selbst das Foto läßt uns heute noch das Erregende spüren und das Geheimnis suchen, das in diesem großen Doppelsteinkranz steckt, der einen Durchmesser von 7 m hat.

Denn ein letztes Geheimnis blieb trotz aller Forscherarbeit, trotz aller Deutung und aller wissenschaftlichen Erkenntnismöglichkeiten. Als nach

F. D. Balan

F. D. Balan

Tagen der Befund der Leichenbranduntersuchung zurückkam, mußte man mit Verwunderung lesen, daß es sich bei den Beisetzungen auf dem Teufelsberg durchweg um Kindergräber handele und um solche von jungen Frauen!— Was war hier geschehen? Eine Epidemie unter den Kindern? Aber woher dann die Leichenbrandreste der jungen Frauen? Ein „bethlehemitischer“ Kindermord, bei dem man nicht nur den lebenden Nachwuchs, sondern durch Tötung der jungen Frauen auch gleichzeitig noch die zukünftige „Brut“ des besiegten und unterworfenen Stammes vernichtete? — Die Menschheit hat grausame Methoden im Kampf um die Existenz oder um die Herrschaft.

Man weiß nicht, was hier geschah. Aber die Überlebenden haben ihren geliebten Toten eine Ruhestätte bereitet, vor der wir bei ihrer Aufdeckung in Ergriffenheit, in Andacht und Ehrfurcht standen, und die uns den Teufelsberg in einem ganz anderen Licht erscheinen ließ.



Die Schicksale der Völker sind ein Auf und Ab. Auch die der Landschaften sind in ihrer Besiedlung oft dem Wechsel unterworfen. Hinein fließt daneben dann auch wohl der Wandel im Glauben, in der Weltanschauung. All das hat unser Teufelsberg erfahren müssen. Vom germanischen Götterglauben kamen die Bewohner unserer Heimat über die Verehrung des dreiköpfigen Triglav der Slawen zum Christentum. Was einst in der alten Religion Stätte der Andacht und Verehrung war, wurde in der neuen eine der Furcht und des Grauens. Was man einst aufsuchte, mied man jetzt. Wo einst der Göttervater durch die Lüfte brauste, tat es nun der leibhaftige Satan, der den Menschen Angst und Schrecken einjagte und die Kinder noch im Bette zittern ließ.

Jeder Glaubenswandel lehrt die Menschen, heute das zu verdammten, was sie gestern verehrten. Der Teufelsberg hat uns dies und auch das Gesetz der ewigen Wandlung anschaulich gemacht. Er ist uns darüber hinaus auch ein Beweis für das geworden, was uns unser alter Lehrer damals sagte, was wir allerdings erst später faßten: „Einen Teufel gibt es nicht“. Die Menschen erfänden sich selbst für ihre Zwecke solche irrealen Gestalten, und man könne ohne Angst vor Spuk und „Huckauf“ leben. Und letztlich ist die Geschichte des Teufelsberges ein Beweis dafür, wie sehr sich das Forschen nach alten Dingen lohnt. Wie sehr das „Pürschen und Spüren“ zu beglücken vermag, neue Erkenntnisse schenkt und das Leben reicher macht.

A. H.

Das Heft enthält

	Seite
Wilhelm Witte: Rückblick eines Wittenberger Arbeiters auf den 1. Mai	34
Erwin Lademann: „Kinderlied“ (Gedicht)	35
<u>P. V.</u> : Maizauber im Moor = <i>Paul Viereck</i>	36
K. Wahnig : Der letzte Ritter der Cumloser Burg	38
Hilde Arndt: Der Stoffdruck	40
Hermann Graebke: „Mudderlew“ (Prignitzer Platt)	42
K. Wahnig: 10 Jahre 8. Mai	43
Paul Ganzlin: Unsere heimische Vogelwelt	48
Ulrich Komm: Der Schrei am Königsgrab	51
Karl-Erich Gram: Neue Volksbräuche in Retzin	55
Willi Westermann: Ein altes Rauch- und Fischerhaus in Cumlosen	57
<u>A. H.</u> : Der Teufelsberg = <i>Albert Hoppe</i>	58

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Erwin Lademann,
Hans Seiler

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Maiheft 1955 . Preis DM 0,50

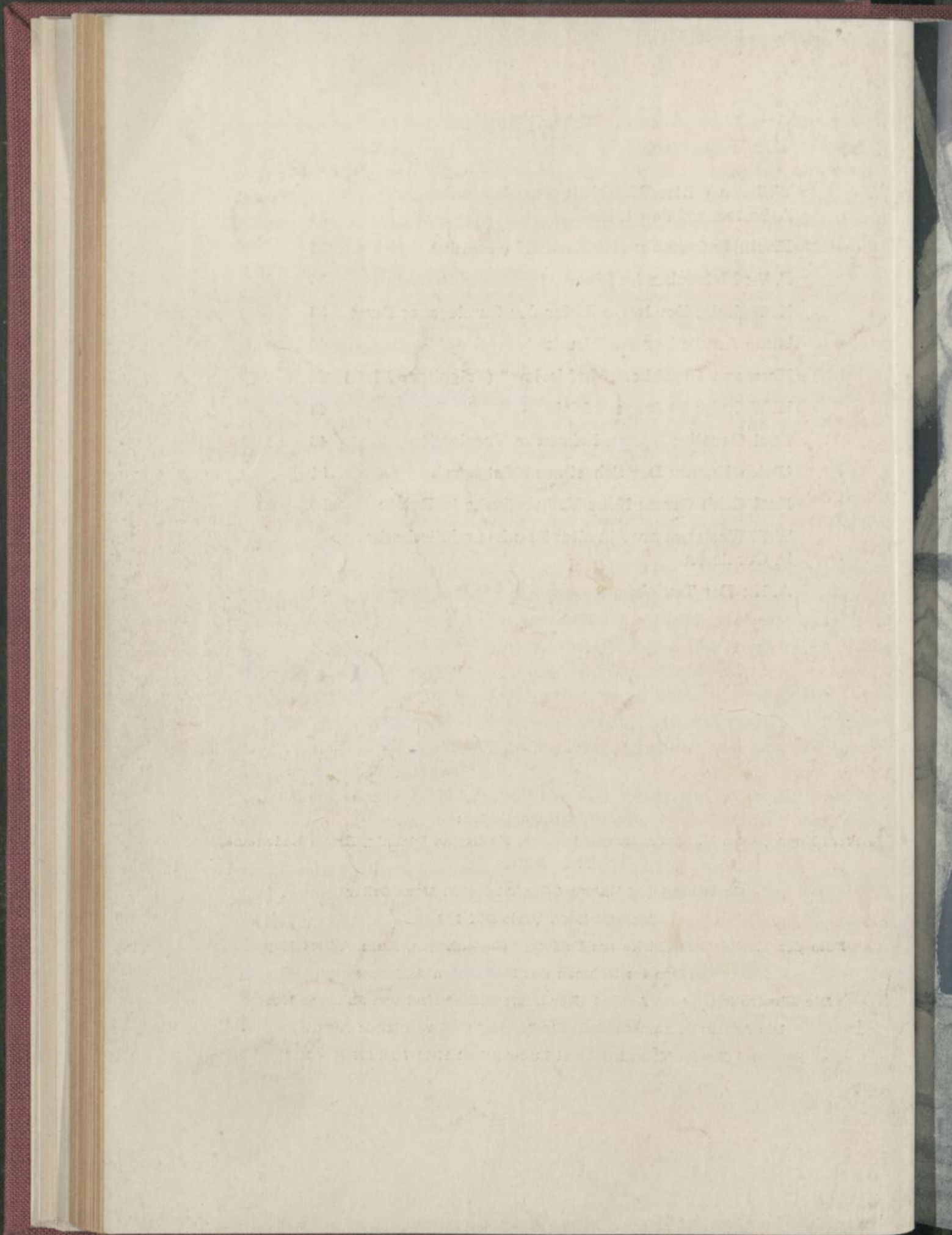
Foto des Titelblattes: „Birke am Feldweg“ (Rosenhagen, Aufn. Albert Hoppe)

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks

Die Illustrationen zum Artikel „Der letzte Ritter“ sind von Johanna Neef

Die Aquarelle zum Artikel „Stoffdruck“ sind von Hilde Arndt

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 406-55 - 3416



H
K
K